



**Beat Schmocker**

Für Naëmi

## **Das Prinzip Mitmenschlichkeit und das ethische Gebot der Nächstenliebe** **Gedanken zur Ethik der Sozialen Arbeit nach Paula Lotmar**

Im Rahmen meines Lehr- und Forschungsauftrages an der Hochschule Luzern, zu dem die fachliche Ergründung der *Bereichsethik* der globalen Sozialen Arbeit gehörte, wurde ich mehrfach aufgefordert, mich mit der Parabel des ›Barmherzigen Samariters‹, bzw. mit den darin enthaltenen moralphilosophischen Konzeptionen, insbesondere der ›Nächstenliebe‹ auseinanderzusetzen. Ich hielt das nie für dringlich, zum einen, weil ich mich schon während meines Studiums mit dem aristotelischen Bild des Menschen als *zoon politikon*, zu dem insbesondere auch das aristotelische Konzept der Nächstenliebe und Freundschaft gehört, auseinandergesetzt hatte, und zum anderen, weil ich es nicht für opportun hielt, für die Begründung der säkularen Sozialen Arbeit auf Texte aus der christlichen Bibel zurückzugreifen.

Doch dann, am Ende meiner beruflichen Laufbahn, ging ich den Spuren einer Pionierin unserer Disziplin aus der Schweiz nach, Paula Lotmar<sup>1</sup>, die sich in den späten 1950er Jahren ausführlich mit den internationalen Diskursen zur globalen Definition der Sozialen Arbeit, und auf dieser Basis, ein Leben lang reflektierend und praktisch, mit der Lehre und der Ausbildung von Fachpersonen der Sozialen Arbeit beschäftigte. Vor dem Hintergrund ihrer tiefgreifenden Einsichten in die Praxis des damaligen Sozialwesens, skizziert sie eine vollständige handlungstheoretisch-wissenschaftliche Lehre von erstaunlicher Aktualität.

Vor dem Hintergrund meines spezifischen Fachbereichs fand ich es dann aber doch mehr als bemerkenswert, dass in ihrem Curriculum, das im Übrigen voll und ganz vom Esprit eines berufsmoralischen Ethos durchdrungen ist, eine ausgearbeitete Berufsethik fehlt. Es finden sich, neben sehr allgemein gehaltenen Ausführungen zum Schutz der ›Menschenwürde‹ und zur (zu ihrer Zeit erst wenige Jahre alten) ›Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte‹, lediglich Hinweise auf die, wie sie – die erklärtermaßen keine religiöse Tradition praktiziert – es nennt: ›Christliche Ethik‹. Diese sei grundlegend für die Soziale Arbeit. Und deren wichtigste Werte seien ›Barmherzigkeit‹ und ›Nächstenliebe‹, und diese seien – mit Bezug auf Clara Ragaz – mit dem ›Engagement für eine gerechte Gesellschaft‹ gleichzusetzen.

Natürlich war mir klar, dass Lotmar die Ethik der Sozialen Arbeit nicht einfach ›vergessen‹ hat. Vielmehr war sie vermutlich ihr und allen ihren damaligen Kolleg\*innen einfach so selbstverständlich verinnerlicht, dass sie nicht näher beschrieben zu werden brauchte, nur mir nicht. So kam ich zum Schluss, dass wohl *mein* Verständnis von *dieser* Ethik und *diesen* Werten einfach viel zu gering ist, um das, was Lotmar offensichtlich so gängig war, nachvollziehen zu können.

Also befolgte ich doch endlich den Rat, mich mit den moralphilosophischen Konzeptionen rund um die berühmte Parabel des ›Barmherzigen Samariters‹ (in: Lukas 10,25-37) auseinanderzusetzen. Dabei studierte ich zunächst den Kontext, recherchierte die ›jüdisch-christlichen‹ Wurzeln dieser Parabel und nahm mir einige ihrer zentralen Begriffe vor. Vor allem aber stellte ich mich dem neutestamentlichen *ethischen Gebot* der ›Nächstenliebe‹. Zuerst aber machte ich mir folgendes bewusst:

Das Lukas-Evangelium, worin sich diese ›Parabel‹ (das ist eine kurze, lehrhafte Erzählung mit übertragbarem Inhalt) befindet, wurde ungefähr im Jahr 80 im griechischen Ephesos von einem offensichtlich hoch gebildeten Gelehrten, der sich Lukas nennt, geschrieben. Dieser Gelehrte (oder ›Evangelist‹) kannte weder Jesus persönlich, noch war er je in Palästina, was er im Vorwort zu seinem Evangelium auch selbst bezeugt. Alles, was er berichtet, basiert ausschließlich auf mündlichen Überlieferungen, also auf dem lebendigen – und sich dabei konzentrierenden – Weitergeben von Erzählungen.

---

<sup>1</sup> Schmocker, Beat (2024): Paula Lotmar und die Professionalisierung der Sozialen Arbeit. Zur Aktualität einer Wegbereiterin für Ausbildung und Theorieentwicklung. Opladen: Barbara Budrich. ISBN: 978-3-8474-3075-9



Aber – und das war für mich ein wichtiger Schlüsselhinweis – dieser ›Lukas‹ war in der *hellenistischen Philosophie* (also der Philosophie der alten Griechen) ganz offensichtlich sehr bewandert. Das sieht man auch an der Parabel vom ›barmherzigen Samariter‹, bzw. an dem, worin sie eingebettet ist. Diese Rahmenhandlung ist nämlich eine typische ›*mäeutische*‹ Anlage, ein so genannter ›*Sokrates-Dialog*‹, eine damals schon rund 300 Jahre alte ›Gesprächslenkungs-Technik‹, die zum Ziel hat, die *Entwicklung von Erkenntnis* zu fördern; sie ist ein Paradebeispiel für diese Philosophie.

Um dem ethischen Gehalt der Erkenntnisse aus diesem Dialog auf die Spur zu kommen, fragte ich mich dann: Wie sind die Begriffe, die in der Erzählung vorkommen, wie ›Erbarmen‹, ›Nächstenliebe‹ und ›Barmherzigkeit‹, zu verstehen? Genauer: Wie verstand die *hellenistische* Autorenschaft der Parabel diese Begriffe?

Und ich fand folgende aufschlussreiche Antworten:

- Zum Begriff **Erbarmen, Mitempfinden**:

In der antiken griechischen Philosophie meint das ›Mitempfinden‹ (*Erbarmen*) ein ›inneres‹ Erleben (was einem ›durch und durch – durch alle Innereinen – geht‹, was einem ›das Herz bewegt‹), allerdings mit zwei (begrifflichen) Nuancen, nämlich als ›oiktirmos‹ und ›eleos‹:

- **oiktirmos** (οἰκτιρμός) meint das individuelle (*subjektive*) ›Gefühl des Unbehagens‹, das man empfindet, wenn man Zeuge einer ›Notsituation‹ wird; dieses Gefühl, angesichts einer Notsituation Unbehagen zu verspüren, kann individuell sehr verschieden sein.
- **eleos** (ἔλεος) meint hingegen das *universelle (objektive)* ›Bedürfnis, spontan zu helfen‹, wenn sich jemand in einer ›Notsituation‹ befindet; dieses Bedürfnis, in einer Notsituation spontan helfen zu wollen, lässt sich bei allen Menschen in allen Kulturen empirisch nachweisen.

Diese Unterscheidung zwischen Gefühl und Bedürfnis ist hier – und ferner auch im Zusammenhang mit der Objekttheorie der Sozialen Arbeit – wesentlich. Zunächst resultieren **Gefühle** aus der (meist unbewussten) Registrierung (d.h. dem ›neuronalen Abbilden‹) von Ereignissen in der Umwelt und im eigenen Organismus. **Bedürfnisse** sind dann eine bestimmte Klasse solcher Registrierungsprozesse innerhalb der zentralnervösen Systeme von Organismen, die den Zustand eines bestimmten organismischen Systems *bewerten* (affektieren), um – bei allfälligen Defiziten (d.h. Bedürfnis-Spannungen) – bewusstenfähig zu einem ausgleichenden Verhalten zu motivieren.

Die methodische Pointe davon ist, dass die *Bewusstheit* solcher Bewertungen die Entwicklung von Handlungs-Zielen und entsprechenden Handlungs-Plänen zur Erreichung der Ziele veranlassen.

- Zum Begriff **Barmherzigkeit**:

Der in der Parabel verwendete hellenistisch-philosophische Begriff ›Barmherzigkeit‹ baut nun auf *eleos* (ἔλεος) – also dem universellen *Bedürfnis* spontanen Helfens – auf, geht darüber aber hinaus und meint ursprünglich:

- zusätzlich zum Impuls des Helfens auch über die Eigenschaft zu verfügen, für die Situation von ›Notleidenden Menschen‹ *ansprechbar zu sein und zu bleiben* – also genau das, was für den ›Barmherzigen Samariter‹ so charakteristisch ist.

Diese Bedeutung wurde laufend differenziert und meint zu Lukas' und Jesus' Zeiten schon:

- ein Vermögen, eine Kompetenz, die Situation leidender Anderer – für die man ansprechbar ist und bleibt – auch *beurteilen*, und darüber ein *Verständnis*, d.h. ein ›Wissen‹ *entwickeln zu können*; welches sich folglich in einer allgemeinen Bereitschaft, mit leidenden Anderen solidarisch zu werden, zeigt und im aktiven ›anderen Menschen helfen‹ zur Geltung kommt.

Diese Bedeutung der ›Barmherzigkeit‹ wurde – nach einer Phase mittelalterlicher Regression zum bloßem ›Mildtätig-Sein‹ – später zur Grundkonzeption der ›christlichen Soziallehre‹ ausgebaut, worin sich vor allem dann im späten 19. Jahrhundert ein *methodisches* Moment abbildete, das insbesondere auch von der (gewerkschaftlichen) *christlich-sozialen Arbeiterbewegung* vertreten und umgesetzt wurde, nämlich als handlungstheoretischer Dreischritt: *Sehen – Urteilen – Handeln*.

(Dieser Zusammenhang dürfte Paula Lotmar sehr vertraut gewesen sein.)



- Zum Begriff **Nächstenliebe**:

In der Parabel des ›Barmherzigen Samariters‹ und im sophistischen Lehrgespräch, in das die Parabel eingebettet ist, spielt nun das Lukas vertraute ›aristotelische Konzept der Nächstenliebe‹ die entscheidende Rolle. Der Begriff ›Nächstenliebe‹ geht zwar von der oben skizzierten Bedeutung der ›Barmherzigkeit‹ – also vom Urteils-Vermögen und der Handlungsbereitschaft – aus, fokussiert aber nicht die Situation bzw. ihre Prekarität, sondern die in diese Situation involvierten *Menschen*, der oder die Nächste als *Mitmenschen in der Nähe* oder den Not-leidenden ›Anderen‹, zu denen eine solidarische und entsprechend fürsorgliche, also sorgende und vor allem stärkende Beziehung (oder eine aristotelische ›Freundschaft‹ im weitesten Sinne) hergestellt wird, bzw. werden kann bzw. werden muss.

Das moralische Moment dieses Begriffs ist indes schon bei Aristoteles ein Doppel-Gebot. Es umfasst die ›Nächsten-‹ und die ›Selbstliebe‹, letzteres als ›Freundschaft zu sich selbst‹, und adressiert nicht nur den ›Anderen‹, sondern auch den ›barmherzigen‹ Menschen, der sich auf die wechselseitige Zuwendung zum ›Du‹ als auch zum ›Ich‹ einlässt.

›Nächstenliebe‹ heißt also: sich konkreten Menschen, die sich akut in einer prekären Situation befindet, aus der sie selbst nicht herauskommen, ›bewusst‹ zu sein oder zu werden, und sich diesen Menschen gegenüber – unmittelbar und im Hinblick auf ihr Wohlbefinden (also den konkreten Bedürfnissen entsprechend) – ›dienstbar‹ zu erweisen, *ohne* sich dabei selbst aufzugeben oder zu überfordern.

Ganz im Sinne Aristoteles' versteht nun Paula Lotmar das moralische ›Gebot der Nächstenliebe‹ für eine Fachperson der Sozialen Arbeit (bei Aristoteles allgemein für einem Menschen von sittlicher Gesinnung) eindeutig im *Verhältnis zu sich selbst*: »Im Frieden mit sich selbst lebend«, wie sie es oft nennt, also auch für sich selbst ›das Gute‹ zum Ziel nehmend und umsetzend. Denn, wenn ein ›guter Mensch‹ – so die Lehre von Aristoteles –, all seine/ihre Kraft für das ›Gute‹ verwendet, tut er/sie es um seinen/ihretwillen, im Dienste der in ihm/ihr lebenden Vernunft, die man als das eigentliche Selbst eines/r jeden betrachten muss: alle wünschen zu *leben* und im Zustand des *Wohlbefindens* zu sein. Aber für den ›guten Menschen‹ ist das Dasein, das ›Leben‹ das ›höchste Gut‹, und jede/r bedarf des Guten, also auch diejenigen, die sich für notleidende Menschen *dienstbar* erweisen; auch sie wollen ihr Leben im Umgang mit sich selbst führen, denn darin findet sich die volle Erfüllung.

Oder im Kontext der aktuellen Sozialen Arbeit formuliert: Das Leben ist das höchste Gut; das eigene Leben voll auszukosten ist ein allgemein moralisches Recht aller Menschen; den anderen zu helfen, dass sie dieses Recht auf ihr Leben verwirklichen können, ist eine allgemein moralische Pflicht für jeden Menschen; diese Pflicht erschöpft sich nicht nur in der gegenseitigen Hilfe, sondern umfasst auch die gerechte Gestaltung des sozialen Umfeldes, des mitmenschlichen Zusammenlebens und der sozialen Systeme. Denn menschliches Leben basiert auf der Befriedigung organismischer Bedürfnisse, wobei wir Menschen bei der Beschaffung der entsprechenden Bedarfe zwingend aufeinander, auf die Mitmenschlichkeit und auf unsere uns unterstützenden gesellschaftlichen Strukturen angewiesen sind.

Auf diese Art vorbereitet, schaute ich dann die Parabel vom *Barmherzigen Samariter* (Lukas 10,25-37), in die das *ethische Gebot* der ›Nächstenliebe‹, als Kernelement dieser Lehr-Erzählung, eingebettet ist, genauer an.

Zuerst fiel mir auf:

- Die Parabel wird wie gesagt von einer Rahmenhandlung umfasst. Diese Rahmenhandlung erzählt von einem *Lehr-Gespräch*, also einer sophistisch-sokratischen Anlage, die den Zweck hat, durch gemeinsames Fragen und Antwortsuchen traditionelle moralische Wert-Maßstäbe zu hinterfragen und gegebenenfalls durch eine Vernunft-begründete Ethik zu überwinden. Die Grundstruktur einer solchen Anlage ist immer gleich: In mehreren Zyklen stellt die nach Erkenntnis suchende, also lernende Person [1] eine Frage, darauf antwortet die lehrende Person mit [2] einer Gegenfrage, worauf die lernende Person diese Gegenfrage [3] beantwortet und die lehrende Person diese Antwort (z.B. in Form einer Handlungsaufforderung) [4] bestätigt (oder allenfalls zurückweist).
- Die beiden Protagonisten dieses konkreten Lehr-Gesprächs sind zum einen Jesus, um dessen Leben und Wirken es im ganzen Lukas-Evangeliums geht, und zum anderen ein ernsthaft nach Erkenntnis suchender jüdischer Theologe, der Jesus respektvoll mit dem Titel ›Lehrer‹ (Magister) anspricht.



- Die Ebenbürtigkeit der beiden Gesprächspartner ist in einem Sokrates-Gespräch ausschlaggebend. Der Gelehrte ist also weder ein bloßer Stichwortgeber für die Parabel, also ein literarischer Kunstgriff – wie meistens gesagt wird –, noch weniger ist er ein böswilliger ›Jude‹, der Jesus ›versuchen‹ will, wie das einige ältere Bibelübersetzungen, insbesondere auch die Luther-Bibel suggeriert. Nein, wir haben es hier mit einem sophistischen Gespräch nach allen Regeln der Kunst zwischen einem ethischen Praktiker (Lehrer) und einem theologischen Wissenschaftler (Lernender) zu tun.

Die Rahmenhandlung zur Parabel fasst dieses Gespräch in der entsprechenden Form zusammen:

- 25 *Einmal, als Jesus im Kreis seiner Anhängerschaft mit einem – auf die Tora-Unterweisung spezialisierten – Gelehrten ein Lehrgespräch führte, stellte dieser Jesus eine grundsätzlich existentielle [1] Frage: »Magister, was muss ich tun, dass ich das von Gott verheißene gute Leben erlange?«*

- 26 *Jesus antwortete – eben, um ihn auf den Weg zu eigenen Erkenntnissen zu bringen – mit einer [2] Gegenfrage: »Was steht denn in den Weisungen der Tora, was liest du dort?«*

Jesus verweist den Gelehrten für den ersten Zyklus des Lehrgesprächs also klar auf das Wissensgebiet seines Gegenübers, dort, wo *dieser* sich auskennt; er führt ihn keineswegs aufs Glatteis!

- 27 *Der Gelehrte muss jetzt allerdings auch aus diesem sehr umfangreichen Fachwissen eine Auswahl treffen. Und er wählt ganz gezielt zwei Stellen aus, mit denen sich ein direkter Bezug zur (damals) aktuellen theologischen Debatte zum Verhältnis zwischen dem ›Dienst an Gott‹ (Gottesdienst) und dem ›Dienst an den Menschen‹ (Menschendienst) herstellen lässt.*

Der Hintergrund ist der: Die traditionelle mosaische Gesetzes-Theologie – die der Gelehrte ganz offensichtlich nicht mehr vertreten will – unterscheidet zwischen dem ›Gottesdienst‹ und dem ›Menschendienst‹ und grenzt diese beiden ›Dienste‹ stark voneinander ab, vor allem auch in ihrer Bewertung (der Gottesdienst wird als ungleich wertvoller betrachtet).

Dagegen begann sich zur Zeit Jesu eine neue Theologie zu etablieren, die in der jüdischen Religion heute noch von zentraler Bedeutung ist. Sie ›verknüpft‹ die beiden ›Dienste‹ kategorisch und stärkt dabei den ›Menschendienst‹ gegenüber dem ›Gottesdienst‹ deutlich.

Heute meint das – auf diese Theologie bezogene – jüdische Grund-Prinzip, dass der ›Dienst an Gott‹ einzig und nur durch bzw. über den ›Menschendienst‹ möglich ist: eine Beziehung zu Gott ohne Dienst an den Menschen ist demnach gar nicht möglich. Es gibt keinen *anderen* Weg zu Gott als über die *Sorge für* die Mit-Menschen.

Der Gelehrte lancierte für dieses Lehrgespräch also *diese* aktuelle theologische Debatte, indem er

- einerseits aus dem wichtigsten Gebet des antiken Judentums zitiert, aus *Schma Jisrael*, dem ältesten Ausdruck jüdischen Selbstverständnisses: die *Aufforderung zur Gottesliebe*<sup>2</sup>, die mit dem ›Dienst an Gott‹ korrespondiert, und
- andererseits aus der Weisung für Priester, aus *Tôrät Kohanîm*: das *Gebot der Nächstenliebe*<sup>3</sup>, das mit dem Dienst am Menschen korrespondiert, und

*der Gelehrte gab zur*

[3] *Antwort: »Du sollst deinen Gott lieben aus ganzem Herzen und ganzer Seele, mit ganzer Kraft und mit all deinen Gedanken; und:*

*du sollst deinen Nächsten, den Mitmenschen, der dir am nächsten ist, lieben, sowie: dich selbst.«*

- 28 *Jesus anerkannte: »du hast vernünftig geantwortet.«* Und er lässt eine

[4] *Handlungsaufforderung folgen: »Also tu das, und du wirst das gute Leben finden.«*

- 29 *Nun kommt der Gelehrte in Verlegenheit; aber genau das ist ja der Sinn eines Lehrgesprächs: man muss sich verunsichern lassen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Doch: Er muss nun auch den nächsten Zug machen und überlegen, wie er jetzt mit der von ihm erwarteten neuen Frage weiterfahren soll. Und er entscheidet sich für eine ›rationale‹ Lösung: Er bleibt zwar bei der, von ihm gewählten theologischen Debatte, nimmt nun aber klar Stellung und gibt dem ›Menschendienst‹ gegenüber dem ›Gottesdienst‹ deutlich mehr Gewicht, ja er verlässt den gebotenen ›Dienst an Gott‹ ganz und fokussiert nur noch den ›Dienst am Menschen‹. Und er stellt seine neue*

[1] *Frage: »Aber, Magister, wer ist denn mein Nächster, der Mitmensch, der mir am nächsten steht?«*

<sup>2</sup> Deuteronomium (das fünfte Buch Mose) Dtn 6,5

<sup>3</sup> Levitikus (das dritte Buch Mose) Lev 19,18



Jesus nimmt diese Frage zunächst nur indirekt auf und entfaltet jetzt seine

**Parabel vom barmherzigen Samariter:**

30 »*Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab ...*

Ich recherchierte: Jerusalem liegt auf rund 750 m über, Jericho auf 280 m unter dem Meeresspiegel. Der Höhenunterschied beträgt also über 1'000 Metern; die Luftlinie rund 27 km. Es gibt zur Zeit Jesu zwischen den beiden Städten nur einen knapp 40 km langen, sehr beschwerlichen und gefährlichen Saumpfad durch die öde Judäische Wüste. Aber dieser Weg war für Jerusalem, als Zubringer zum damaligen internationalen Haupthandelsweg zwischen Afrika und Asien, an dem Jericho lag, wichtig. Der Abstieg dauerte rund 10 Stunden (eine gute Tagesreise), umgekehrt wohl doppelt so viel. Und: Es wurden auf diesem Saumpfad immer auch wertvolle Waren transportiert. Deshalb ist die folgende Geschichte mit dem Mann, der von Jerusalem nach Jericho hinabgeht, auch sehr glaubwürdig:

*... und er wurde von Räubern überfallen, die ihm die Kleider vom Leibe rissen, ihn ausplünderten und zusammenschlugen, davon gingen und ihn halbtot liegen ließen.*

31 *Zufällig kam ein Priester denselben Weg. Als er den unter die Räuber Gefallenen sah, wich er aus und ging vorbei.*

32 *Ebenso ein Levit, ein Tempeldiener. Als er an die Stelle kam und ihn sah, wich er auf die gegenüberliegende Seite aus und ging vorbei.*

Zur Zeit von Jesus war ein jüdischer »Priester« ein theologisch gebildeter Vorsteher im einzigen Tempel des Judentums in Jerusalem und ein Levit ein allgemeiner Tempeldiener dort. Im Jahr 70 wurde dann der Tempel endgültig zerstört; seitdem gibt es keinen Tempel und damit auch diese beiden Funktionen nicht mehr. Damals aber waren diese Männer, die den »Dienst an Gott« beruflich geleistet haben, Gott im Tempel quasi so nahe, dass sie bestimmte Reinheits- und Ehegebote einhalten mussten. Sie durften insbesondere nicht mit der Versehrtheit von anderen Menschen, mit Tod und Verwesung in Berührung kommen. Für die damals zuhörenden Jüdinnen und Juden war es somit zumindest absolut nachvollziehbar, wenn Priester oder Tempeldiener um Sterbende einen großen Bogen gemacht haben; sie mussten um Gottes-willen rein bleiben!

Bis zu dieser Stelle in der Parabel war für sie also noch nichts Spannendes oder Skandalöses an der Geschichte. Das ändert sich jetzt aber schlagartig:

33 *Schließlich kam ein Handelsreisender aus Samarien, der den Weg nach Jerusalem hinauf ging, dort vorbei.*

Ein Samariter (ausgerechnet ein Samariter!) kommt ins Spiel. Der Name »Samariter« geht auf die biblische Stadt Samaria zurück. Menschen aus Samaria waren damals meistens »Samaritaner«, d.h.: sie haben einer – von den frommen Jüdinnen und Juden nicht anerkannten – religiösen Glaubensgemeinschaft angehört. Sie seien – so der jüdische Stereotyp – fehlgeleitete Abtrünnige, und sie wurden deshalb ganz besonders geringgeschätzt, geächtet und systematisch ausgeschlossen.

Und ausgerechnet eine solche Person wird nun zum Modell für den »Dienst am Mitmenschen«:

*Er sah den Mann in seiner Not und fühlte mit ihm.*

→ Stichwort: Erbarmen

34 *Er ging zu ihm hin, erkannte seine Lage und kümmerte sich um ihn;*

→ Stichwort: Barmherzigkeit

*er goss Wein und Öl auf seine Wunden und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Lasttier, führte ihn hinauf in ein Gasthaus und sorgte für ihn mit allem Nötigen.*

→ Stichwort: Nächstenliebe

35 *Am anderen Tag gab er dem Wirt zwei Denare ...*

Das wären heute nominal knapp 100 Franken, aber mit einer rund fünfmal stärkeren Kaufkraft; ein Denar war damals ungefähr ein Tagesverdienst für einen einfachen Arbeiter, und zwei Denare waren sicher genug für eine Woche Pension in der Herberge.

*... und er fügte hinzu: »Sorge du für ihn; und wenn du sonnetwegen weitere Auslagen hast, will ich sie dir ersetzen, wenn ich auf der Rückreise hier vorbeikomme«.*

Nun wechselt die Erzählung von der Parabel wieder zur Rahmenhandlung:



- 36 Jesus regt den Gelehrten jetzt zur Selbsterkenntnis an; er fordert ihn auf, bezüglich seiner Frage (**Wer** ist mein Nächster?) die **Perspektive** zu wechseln, und stellt ihm die neue [2] Gegenfrage: »Was meinst du, wer von den dreien ist **dem**, der den Wegelagerern in die Hände gefallen ist, **zum Nächsten geworden**? Wer hat an **ihm** als Mitmensch gehandelt?«
- 37 Man würde ja bei der Frage »Wer ist mein Nächster?« vermutlich zuerst an den Verletzten denken. Aber Jesus stellt schon die Frage ganz anders; der Verletzte kann folglich nicht ›mein Nächster‹ sein. Und dem Gelehrten bleibt keine Wahl und er gibt [3] zur Antwort: »*derjenige, der Erbarmen mit ihm hatte*« d.h. derjenige, der sich von der Not des Verletzten berühren ließ und sich um ihn kümmerte, der also dem ›eleos‹ (dem objektiv universellen Bedürfnis) nachgab, und ›Nächstenliebe‹ praktizierte, unabhängig davon, was er selber vorhatte oder was seine Funktion war, einfach, weil er sich innerlich auf Offenheit eingestellt hatte. Der Gelehrte erkennt jetzt, dass die Frage nach ›dem Nächsten‹ nicht vom *Status* des ›Anderen‹ oder von formalen Beziehungs-Verhältnissen abhängt, sondern vom eigenen *Verhalten* oder *Handeln*, mit dem er sich selber einem oder einer Anderen als Nächster ›dienstbar‹ erweist. Die Frage nach dem Nächsten muss also zur Frage werden: **wem bin ich** der oder die Nächste? Er selbst ist der Nächste, wir selbst, nämlich für alle, die in Not sind. Daraufhin erfolgt die zweite [4] Handlungsaufforderung, indem ihn Jesus motiviert, sich beständig, im Rahmen seiner Möglichkeiten, um andere zu kümmern und den Not-wendenden *Menschen* zu leisten und so das doppelte Gebot der Nächsten- und der Selbstliebe zu erfüllen: »*Geh, und mach es ebenso!*«

Nachdem ich mich in mit dieser Parabel und ihrer Rahmenhandlung mutmaßlich hinreichend auseinandergesetzt hatte, suchte ich nach möglichen Schlussfolgerungen, insbesondere auch im Bezug auf die ›Berufsethik‹ von Paula Lotmar.

Bemerkenswert war für mich zunächst, dass Jesus die Tatsache, dass der Gelehrte in seiner Argumentation den ›Dienst an Gott‹ einfach fallen lässt, mit keinem Wort erwähnt und ihn nicht für das außen vorlassen des Gottesdienstes tadelt. Im Gegenteil: Jesus bestätigt klar, dass nur diejenigen das ›gute Leben‹ gewinnen, die das Gebot der ›Nächstenliebe‹ erfüllen: »Geh, und mach es ebenso!« Dieses Bekenntnis zum ›Dienst an Menschen‹ scheint mir eine Schlüsselstelle der Jesuanischen Ethik zu sein.

Beim genaueren Hinschauen wurde mir zudem immer klarer, dass *Barmherzigkeit* und *Nächstenliebe* ›absolute‹ – also auch heute gültige – grundlegende ethische Werte bzw. moralische Prinzipien sind, auch wenn sie als Begriffe heute aus der Mode gekommen zu sein scheinen. Für die Situation von ›Not leidenden Menschen‹ *ansprechbar zu sein* und *zu bleiben*, die Situation unter Bedürfnisspannungen leidender Anderer rational zu *beurteilen* und darüber ›Wissen‹ zu *generieren*, die grundsätzliche Offenheit und allgemeine Bereitschaft, mit leidenden Anderen *solidarisch zu werden*, ihnen zu *helfen*, und sich im Hinblick auf deren ›Wohlbefinden‹ (also den konkreten Bedürfnissen entsprechend) *dienstbar zu erweisen*, usw. sind jedenfalls nach wie vor gültige moralischen Prinzipien. Insbesondere auch für die Soziale Arbeit, würde Paula Lotmar an dieser Stelle wohl sagen.

Allerdings betrifft die Wer-Frage (wer ist mein Nächster) noch kein moralisches Prinzip. Erst die Woraufhin- und die Wie-Fragen (mit welchem Ziel werde ich für einen Menschen in Not zum Nächsten? wie werde ich dem oder der Notleidenden zum Nächsten?) zielen auf moralische Prinzipien; und nicht zuletzt die beidseitige Befolgung des Doppel-Gebotes der Nächsten- und der Selbstliebe!

Denn die ›Nächstenliebe‹ fordert keine menschenunmögliche, sondern eindeutig eine menschenmögliche ›Dienstbarkeit‹, keine Selbstaufopferung, die nur den Andern oder im schlechteren Fall nur das Anstreben eines Ideals im Blick hat, sondern eine ›Liebe‹ (eine ›Freundschaft‹), die auch das eigene Selbst im Blick hat und es umsorgt. Nächstenliebe und Selbstliebe sind prinzipiell miteinander verbunden. Nur, wenn wir uns selbst lieben (mit uns selbst freundschaftlich verkehren), ist es uns auch möglich, anderen wohlwollend und fürsorglich entgegenzutreten.

Allerdings: ›Liebe‹ kann man nicht gebieten. Deshalb ist die ›Nächstenliebe‹ auch ein ethisches Gebot ohne konkreten moralischen Inhalt, sondern ein Gebot, *die Perspektive zu wechseln*, um richtig zu sehen, zu erkennen, rational zu handeln, um den in der Not seienden zu helfen, soweit es geht.



Wir müssen also den Blick vom *Status*-Objekt (und das ist immer ein sachlicher Tatbestand, für den ich zuständig bin) auf das *Bestimmungs*-Subjekt (das sind immer eine oder mehrere, prinzipiell selbst handlungsfähige Personen, von der oder denen explizite [oder auch implizite] *Erwartungen* ausgehen) lenken. Die Frage ist also nicht: Was ist mein ›Auftrag‹, für wen oder was bin ich zuständig? sondern: Die Problematik von welcher konkreten zwischenmenschlichen Handlungs-Situation erfordert von mir welche Aufmerksamkeit, welche Bewertung und welche Aktion?

Die moralische Pointe beim *ethischen Gebot* der ›Nächstenliebe‹ liegt also darin: Es spielt keine Rolle, wer die ›notleidende‹ Person ist, auch nicht, in welchem Verhältnis sie zu mir steht, ob sie eine Verwandte, eine Mitbürgerin, ein Volksgenosse, eine ›Kundin‹, ein anerkannter Migrant, oder gar ein Krimineller oder wer auch immer, ist. *Ich* stehe in der Verpflichtung, *mich* für Menschen einzusetzen, die innerhalb *meines* Einflussbereiches *meine* Solidarität und Unterstützung *jetzt* brauchen, weil sie selber dazu nicht mehr in der Lage sind oder selber nicht mehr weiterwissen.

Die *moralische* Wahl, ob und wo wir für einen Mitmenschen verantwortlich – d.h. zum/zur Nächsten – werden sollen, treffen also nicht wir, sondern sie wird uns durch die konkrete Situation, durch die vorliegende Faktizität vorgegeben. Es kann somit auch vorkommen, dass diejenige Person, von der ein *unbedingter Anspruch* an mich ergeht, *mich* um sie zu *sorgen*, im ›normalen‹ Leben unter Umständen mein ärgster Feind ist, meine politische Gegnerin, mein stärkster Konkurrent, die Unbekannte, die mir normalerweise Angst macht.

Oder es können sogar Menschen sein, die politisch oder rechtlich als ›illegal‹ definiert werden, und die mich – wenn ich mich da als Fachperson der Sozialen Arbeit nicht an meinen ›Auftrag‹ halte, d.h. einen Bogen um sie mache – beruflich in die Bredouille bringen könnten, wenn ich mich trotzdem im Sinne der ›Nächstenliebe‹ um diese Menschen kümmerge, d.h. mich ihnen, bzw. ihren notwendigen Bedarfen *bewusst* bin oder werde, und mich ihnen gegenüber im Hinblick auf ihr Wohlbefinden (also den konkreten Bedürfnissen entsprechend) *unmittelbar dienstbar erweise*.

Es ist dieser *unbedingte Anspruch*, der von Menschen in Not ausgeht, uns um sie zu kümmern, der uns verpflichtend aufruft, trotzdem zu Handeln. Es geht darum, sich zu ›sorgen um‹, ›Hilfe zu leisten‹, und bis zum Ende bzw. zur Lösung der problematischen Situation durchzuhalten, und dafür willig zu sein, eigene Zeit, Energie und Mittel einzusetzen (und das kann, wie das der barmherzige Samariter vor-macht, innerhalb der eigenen Möglichkeiten sehr weit gehen), um *diesem konkreten* Menschen in *seiner spezifischen* Not mit meinen *mir faktisch* gegebenen Mitteln und Kompetenzen zu helfen.

Das ist die Botschaft der Parabel des ›barmherzigen Samariters‹ und das ist die Forderung des ›ethischen Gebots der Nächstenliebe‹.

Und dies erklärt Paula Lotmar zum Kern der Ethik der Sozialen Arbeit, denn von ihren Fachpersonen werde allgemein erwartet, dass sie zu Menschen in ihrem Einflussbereich, die sich in einer Notlage befinden, eine *sorgende* und – vor allem – eine *stärkende* (ermächtigende) Beziehung eingehen; und dass sie ihre Handlungsmotive und Handlungsimperative für ihre konkreten, ethisch korrekten Aktionen und Interventionen, von analytischem und methodischem Wissen begleitet nähren.

Für die Skizzierung dieser ethisch-moralischen Korrektheit benutzt Lotmar die Begriffe *Menschenliebe*, bzw. *Barmherzigkeit* mit der Bedeutung: *Dienst am Mitmenschen*, *soziales Engagement* in der ›Gemeinde‹, insbesondere: *Einsatz für verachtete und ausgeschlossene Menschen*, *Assistenz für Notleidende und Arme*. Sie ist überzeugt, dass das Handeln, welches *Nächstenliebe* praktiziert, typisch (also adäquat) für die Soziale Arbeit ist.

Wir können das heute so verstehen: Für die Soziale Arbeit ist dasjenige Handeln ethisch und methodisch korrekt, das diejenigen *Handlungsimperative* umsetzt, die vor dem Hintergrund des an die ›in der Verantwortung stehenden Person‹ gerichteten *unbedingten Anspruchs* Notleidender entwickelt wurden. Diese Entwicklung folgt dabei der handlungstheoretischen Logik, die Not zu ›sehen‹, die Situation realistisch ›einzuschätzen‹ und entsprechend zu ›intervenieren‹ (Sehen – Urteilen – Handeln).

Wie auch immer: Für Lotmar sind die ›Nächstenliebe‹ und die ›Barmherzigkeit‹ die allgemein ethischen Pfeiler der Werte-Basis für ihr berufs-moralisch aufgeladene Konzept ›*Dienst am Mitmenschen*‹. Dieses Konzept kann auch als Kernelement ihres Plädoyers für ›*Mitmenschlichkeit*‹ gesehen werden.



Das Prinzip ›Mitmenschlichkeit‹ beruht auf der unabänderlichen Tatsache, dass wir Menschen auf gegenseitige Hilfe und Empathie angewiesen sind. Es beschreibt das wechselseitige füreinander Eintreten und umfasst die ›Solidarität‹ und die ›soziale Gerechtigkeit‹. Mitmenschlichkeit gründet auf gelingender Kooperation; ohne das Prinzip der Kooperation hätte menschliches Leben niemals entstehen können. Wir streben alle danach, diese ›sozialen‹ Probleme zu lösen, d.h. ganz praktisch gute Kooperations-Beziehungen zu anderen aufzubauen und zu erhalten. Denn unser soziales Umfeld, die ›Anderen‹, sind die Quelle für die Beschaffung unserer Bedarfe zur Befriedigung unserer existentiellen Bedürfnisse. In der Regel bewältigen wir alle – mehr oder weniger mühevoll – diesen für alle Menschen lebenslang ununterbrochen notwendigen Prozess des Lösens praktischer sozialer Probleme. Nur manchmal, wenn es an *Handlungskompetenzen* zur Lösung dieser sozialen Aufgaben – vorübergehend oder chronisch – mangelt, dann (und nur dann, aber auch: immer dann) braucht es die Soziale Arbeit, nämlich:

- wenn Menschen die *Handlungs-Fähigkeiten* für das Lösen sozialer Probleme erst noch oder wieder neu erlernen müssen, interveniert Soziale Arbeit (hier z.B. durch die Sozialpädagogik) oft unterstützend und begleitend, aber nie paternalistisch;
- wenn den Menschen die *Handlungs-Möglichkeiten* zur Lösung ihrer sozialen Probleme sozialstrukturell verbaut sind, interveniert Soziale Arbeit (hier z.B. durch die Sozialarbeit) oft mediativ vermittelnd oder überbrückend;
- wenn es für bestimmte Menschen in den gesellschaftlichen Systemen, also politisch strukturell, gar keine ihnen entsprechenden *Handlungs-Chancen* für das Lösen sozialer Probleme gibt, interveniert die Soziale Arbeit (hier z.B. durch die Soziokulturelle Animation) oft bevor Lösungen sozialer Probleme zwangsläufig scheitern.

Aber! Führt diese Werte-Basis der Sozialen Arbeit, die ›Nächstenliebe‹ und das *soziale Engagement* für verachtete und ausgeschlossene Menschen, die Assistenz für Notleidende und Arme im Sinne des ›barmherzigen Samariters‹ nicht zwangsläufig zu einer Überforderung? Setzt hier Paula Lotmar nicht einen viel zu hohen Anspruch, insbesondere an Fachpersonen der Sozialen Arbeit?

Zunächst ist auch das handlungsleitende Prinzip ›Mitmenschlichkeit‹ (wie das ethische Gebot der ›Nächstenliebe‹) keine *inhaltliche* Norm für richtiges oder falsches Verhalten (also keine Moral), sondern eine (moralisch aufladbare) Handlungsanweisung, sich in die *Lage* Anderer hineinzusetzen, d.h. *ihre Situation* zu ›erkennen‹, zu ›analysieren‹ und zu ›bewerten‹. Verlangt ist also lediglich die Fähigkeit, aus diesem ›sich hineinversetzen‹ heraus die wirklichen (rational begründbaren) Ansprüche an notwendigen Bedarfen des Andern, also das Interesse des Lebens, beschreiben, erklären und anerkennen zu können. Für Fachpersonen der Sozialen Arbeit ist diese Anforderung noch nichts Außergewöhnliches, sondern schlicht ihre Funktion. Zu einer Überforderung dürfte sie jedenfalls nicht führen, wenn eine Unterscheidung zwischen Fachperson und Nicht-Fachperson überhaupt Sinn machen soll.

Dann schließt das Prinzip ›Mitmenschlichkeit‹ vor allem aber auch den Aspekt des ethischen Gebots der ›Selbstliebe‹ integral mit ein, also die Anerkennung der eigenen Person und die Achtung der eigenen Integrität, zu der immer und in allen Fällen Sorge zu tragen ist. Denn auch für das ›Selbst‹ gilt der *unbedingte* Anspruch, seiner eigenen *objektiven* (!) Bedürfnislage entsprechen zu handeln. Dazu gehört insbesondere, dass man sich nicht überfordert, noch weniger, dass man sich in den eigenen Handlungskompetenzen überschätzt, sondern dass man sich strikt an den Rahmen der eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten hält. Ohne diese Sorge um die eigene Person wäre die Sorge um Andere unmöglich oder gar – insbesondere für diese Anderen – gefährlich.

Das Prinzip ›Mitmenschlichkeit‹ grenzt sich zudem sowohl gegen Egoismus, als auch gegen Altruismus ab. Es verweist vielmehr auf die Tatsache, dass ich ebenso wie auch der/die Andere ein Mensch ist und dass wir als Menschen alle aufeinander angewiesen sind. Die Bedürfnisse des/der Anderen sind grundsätzlich die gleichen, wie die meinen; meine Bedürfnisse zählen ebenso wie die seinen/ihren. Aufopfernde Selbstlosigkeit ist vor diesem Hintergrund nicht plausibel zu machen. Deshalb ist das Prinzip ›Mitmenschlichkeit‹ dem Sinn nach auch symmetrisch bzw. reziprok. Als gegenseitig aufeinander angewiesene Lebewesen sind wir alle manchmal Gebende, manchmal Empfangende.



Das formuliert schon Aristoteles prägnant, wenn er sagt, dass menschliche ›Güte‹ auch das ›Glück‹ des/der Gebenden befördert. Die Menschen wären dann glücklich, wenn sie ihre Menschlichkeit tätig verwirklichten, also nicht nur dann, wenn sie Gutes passiv durch andere erfahren, sondern vor allem dann, wenn sie aktiv Gutes tun. Der scheinbare Gegensatz von Selbstliebe und der Liebe zu anderen beruhe auf einem Irrtum. Wahre Selbstliebe wähle lediglich das wertvollste Gut, nämlich die Liebe zu Anderen, so Aristoteles. Ja er behauptet gar, dass die ›Selbstliebe‹ die Voraussetzung für die gelingende ›Mitmenschlichkeit‹ sei, und umgekehrt, dass nur (sittlich) ›gute Menschen‹ in der Lage wären, sich selbst zu lieben und mit sich selbst im Reinen zu sein, weil nur sie konsequent nach den ethischen Prinzipien des Mensch-Seins lebten. (Interessanterweise bestätigt auch die moderne sozialpsychologische Forschung, dass Menschen, die kontinuierlich Mitmenschlichkeit praktizieren, weniger verletzlich, dafür deutlich resilienter als andere sind. Es mache diejenigen Menschen, für die Mitmenschlichkeit und die Achtsamkeit und Sorge für sich und andere wichtige Werte sind, frei, auch zu gegebenen destruktiven Umständen eine konstruktive Einstellung einzunehmen.)

Nun gut: Es scheint, als hätte ich den Zugang zur Ethik der Sozialen Arbeit von Paula Lotmar gefunden, der sich so zusammenfassen lässt. Die ›*allgemein gültige Ethik des sozialen Miteinanders*‹ begründet das moralisch korrekte Handeln mit seiner rationalen Bezogenheit auf das Wohl des Mitmenschen und auf die (auf das Allgemeinwohl ausgerichtete) Solidarität, die gewährleistet, dass alle ihre Bedürfnisse befriedigen und Wohlbefinden erlangen können, worin ihr Recht *und* ihre moralische Pflicht liegen. ›Nächstenliebe‹ als moralisches Gebot ist also die solidarische Handlungsaufforderung, für andere so zu sorgen, dass sie Wohlbefinden erreichen – also leben – können.

Vielleicht ist es nicht auf den ersten Blick erkennbar, aber auch in Bezug auf die Ethik der Sozialen Arbeit war Paula Lotmar ihrer Zeit weit voraus.

Möglicherweise würde sie heute allerdings auch sehen, dass die ›Nächstenliebe‹ kein geeignetes Mittel ist, um die *globalen* (ökologischen, technischen, humanistischen etc.) Probleme unserer aktuellen Zeit zu lösen. Dazu bräuchte es Hans Jonas zufolge eine andere Handlungsaufforderung, nämlich: »Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz (dem dauerhaft Weiterbestehen) echten menschlichen Lebens auf Erden.« Aber das wäre wieder ein anderes Thema.

Hingegen ließe sich die moralische Pointe des Gebots der ›Nächstenliebe‹ problemlos auch in die Gegenwart übersetzen. Und wir könnten die Parabel vom ›Barmherzigen Samariter‹ – und was es heißt, einem in Not geratenen Mitmenschen zum ›Nächsten‹ zu werden – auch an einem zeitnahen Beispiel illustrieren.

Zum Beispiel mit einem Bild, wie diesem hier, welches nach dem ›heißen‹ *Samstag vom 13. Juni 2020*, um die Welt ging:



→ Vielleicht registrieren Sie für sich ganz kurz, was Ihnen spontan durch den Kopf geht, wenn Sie dieses Bild des ›modernen Barmherzigen Samariters‹ bzw. des ›Barmherzigen Schwarzen‹ sehen?



Die Geschichte zum Bild spielte sich mitten im Zentrum von London ab, während einer der zahlreichen Black-Lives-Matter Demonstrationen, die wie überall nach dem grausamen Tod des Afroamerikaners George Floyd wochenlang und weltweit stattfanden.

Zu diesen – behördlich nicht bewilligten – *Antirassismus*-Protesten haben sich damals immer mehr auch *Gegendemonstrationen* von Hooligans und Mitgliedern rechtsextremer Gruppierungen gesellt, die sich vor allem für den Erhalt *ihrer* Symbole, der Denkmäler des historischen Kolonialismus, und für ein vermeintliches *Recht auf Rassismus* einsetzten.

Wegen diesen Hooligans und den wenigen Schwarzen, die auch nicht friedlich haben demonstrieren *wollen* und die sich wütend und gewaltbereit gegen jahrhundertlang erlittenes Unrecht zu wehren versuchten, kam es zu explosiven und gefährlichen Situationen.

Auch der ›schwarze‹ Fitnesstrainer, Vater und Großvater, Patrick Hutchinson, der selber reichhaltig konkrete Erfahrung mit Rassismus hat, ging an diesem Samstag an diese Kundgebung gegen Rassismus und Polizeigewalt. Aber er ging nicht einfach so hin. Er baute sich vorgängig eine innere Offenheit und Bereitschaft zur Vermittlung auf, denn er wollte als Vater und Großvater vor allem für die jungen Schwarzen ein Vorbild für friedliches und gewaltfreies Demonstrieren sein, um sie vor überschwänglichen Gewalthandlungen zu schützen und davor, in die Abwärts-Spirale von Gewalt, Gefängnis und sozialem Ausschluss zu geraten, was ihnen das Leben nur weiter verbauen würde.

Doch dann befand er sich plötzlich mitten in einer verhängnisvollen Situation: ein weißer Mann liegt benommen am Boden, offensichtlich verletzt, und die Leute um ihn herum sind außer sich. Der wehrlose Mann hätte diese gefährliche Situation ohne Hilfe nicht überleben können. Kurzentschlossen ergriff der durchtrainierte Hutchinson die Initiative, schulterte diesen Mann und brachte ihn durch die tobende Menge, in Richtung Polizei, in Sicherheit.

Wir könnten die Parabel des ›*barmherzigen Samariters*‹ also auch so erzählen:

»Der ›barmherzige Schwarze‹ Patrick Hutchinson, sah einen am Boden liegenden Menschen in Lebensgefahr, und erkannte, dass der höchste Gefahr lief, weiter angegriffen und mit Steinen beworfen oder von der Menge zusammen getrampelt zu werden; und er half ihm (ungeachtet des Umstandes, dass der ein weißer Mann und mutmaßlich ein rechtsextremer Rassist und eigentlich sein Gegner ist, der gegen seine eigenen Interessen eintrat), einfach, weil es jetzt das Not-Wendende (das Nötige zu tun) war; und er sorgte für ihn, indem er ihn aus der Gefahrenzone trug und ihn in professionelle Sicherheit brachte.«

Die Augen von Patrick sind dabei voll auf das Sicherheit bringende Ziel gerichtet; hingegen unbesorgt, bezogen auf die Unannehmlichkeiten, die sein Eingreifen ihm selber hätten verursachen können; er hätte z.B. von der Polizei als mutmaßlicher Täter identifiziert und verhaftet oder als vermeintlicher Verräter selber zusammengeknüppelt werden können. Aber er brachte die innere Freiheit und prinzipielle Bereitschaft mit, die eigenen Interessen nicht um jeden Preis in den Vordergrund zu rücken und sich, wenn nötig, gegen sie zu entscheiden.

Die damaligen (jüdischen) Zuhörenden werden überrascht gewesen sein, denn sie hätten von einem Samariter keine solche Reaktion erwartet; das hätte für ›solche‹ Personen, für die sie nur tiefste Verachtung übrig hatten, einfach nicht gepasst.

Auch der Held unserer Bild-Geschichte repräsentiert als ›Schwarzer‹ ein aktuelles kollektives Feindbild. Aber ausgerechnet er ›wechselt nicht die Straßenseite‹, entfernt sich nicht aus dem Gewühl. Er erkennt die Not eines Anderen und handelt als sein Nächster; anders als die, zu deren Funktion es gehört hätte, für Sicherheit zu sorgen. Die traditionelle Antipathie spielte für einen Moment keine Rolle.

Patrick Hutchinson schaute genau hin. Er erkannte die missliche Lage dieses Menschen und übernahm Verantwortung. Und er handelte aus einer *prinzipiellen Offenheit* heraus. Sehen – Urteilen – Handeln.